

Xinran

China Witness

Stimmen einer schweigenden Generation

Aus dem Englischen von Michaela Grabinger

Für die Mütter Chinas

und für meine Mutter, Xujun

Vorwort

Dieses Buch zeugt von der Würde, mit der die Menschen im modernen China ihr Leben leben.

Für mich war die Arbeit an „China Witness“ eine Reise durch die Erfahrungen der Generation meiner Eltern; meine Interviewpartner aber durchlebten, indem sie ihre Erinnerungen hervorholten und auffrischten, einen Prozess der Selbstfindung. Während ich mir überlegte, welche Fragen ich stellen sollte, mussten sie sich Gedanken über die Antworten machen – Gedanken darüber, wie das in vielerlei Hinsicht so leidvolle und traumatische zwanzigste Jahrhundert zu beschreiben wäre. Es fällt Chinesen nicht leicht, ihre wahren Ansichten und Gefühle offen und öffentlich auszusprechen. Aber genau darum ging es mir bei meinen Aufzeichnungen: um die emotionalen Reaktionen auf die dramatischen Veränderungen im vergangenen Jahrhundert. Meine Interviewpartner sollten Zeugnis über die chinesische Geschichte ablegen. Viele Chinesen würden dies für ein törichtes, ja sogar aberwitziges Unterfangen halten – nur die wenigsten im heutigen China glauben, dass man ihre Landsleute dazu bringen kann, die Wahrheit zu sagen. Aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt und will davon nicht abrücken: Ich kann nicht glauben, dass alle Chinesen die Wahrheit über ihr Leben mit ins Grab nehmen.

Warum fällt es Chinesen so schwer, offen über sich zu reden?

„Das Prinzip der Sippenhaftung spielte im alten chinesischen Rechtswesen eine sehr große Rolle“, so Professor Gao Mingxuan, Experte für chinesisches Strafrecht. „Schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend wurde die Familie eines Verbrechers ebenso streng bestraft wie der Täter selbst – ein Prinzip, das in den darauf folgenden tausend Jahren immer größeren Einfluss auf das Rechtssystem gewann. Sima Qian schrieb in seiner um das Jahr 100 v. Chr. verfassten kanonischen Geschichte Chinas: Nach der von Shang Yang [ca. 350 v. Chr.] angeordneten Rechtsreform wurde die Bevölkerung in Einheiten von fünf bzw. zehn Familien eingeteilt, die sich gegenseitig überwachten und vor dem Gesetz für das Verhalten der jeweils anderen hafteten. Beging ein Mitglied einer Familie ein Verbrechen, wurden die anderen Familien der entsprechenden Einheit in Sippenhaftung genommen. Während der Qin-Dynastie (221-206 v.Chr.) fand dieses Prinzip nicht nur auf kommunaler Ebene, sondern auch innerhalb der Armee und des Staatsapparats Anwendung. Bei kleineren Vergehen wurde die Familie des Straftäters bis zum dritten, vierten oder fünften Bekanntschaftsgrad vernichtet, bei schweren Verbrechen bis zum neunten oder zehnten. Über den Wert dieses Strafrechtsprinzips wurde in der Kaiserzeit zwar immer wieder debattiert, es blieb jedoch bis nach dem Ende der Ming- und Qing-Dynastie (1368-1911) eine tragende Säule der chinesischen Rechtsprechung.“

China ist allerdings nicht das einzige Land, in dem der Grundsatz der kollektiven Verantwortung im Strafrecht galt. So führte beispielsweise Ludwig XIV. im Jahr 1670 genau dasselbe Prinzip in das französische Strafrecht ein: Ganze Familien – auch die Kinder und Geisteskranken – wurden wegen eines von einem Einzelnen begangenen Verbrechens getötet. In manchen Fällen wurden ganze Dörfer verurteilt und selbst noch die Toten posthum mit Schande belegt.

Durch das tief in der Geschichte wurzelnde Prinzip der Sippenhaftung entstand in China die feste Tradition der Loyalität gegenüber dem Clan; aufgrund dieser Tradition wiederum haben die Chinesen starke Hemmungen, sich freimütig zu äußern – aus Angst, andere „mit hineinzuziehen“.

Das ausgeprägte Clan-Bewusstsein konnte nicht einmal durch die Umwälzungen des zwanzigsten Jahrhunderts verändert werden – weder durch den Sturz der Qing-Dynastie

noch durch das Chaos der Warlord-Ära, den Chinesisch-Japanischen Krieg, den Bürgerkrieg oder die kommunistische Revolution. Offenbar fehlt es den Chinesen immer noch an dem nötigen Selbstvertrauen, um ihre wahren Gedanken offen auszusprechen – und das, obwohl die nach Mao durchgeführten Reformen im Lauf der Zeit einige Türen zwischen China und der Außenwelt, zwischen Chinas Vergangenheit und seiner Zukunft, zwischen Staat und Individuum geöffnet haben.

Das Sicherheitsdenken prägte alle öffentlichen Äußerungen in China schon zu lange, als dass es in einem Zeitraum von weniger als dreißig Jahren abgelegt werden konnte. Bis heute wird die Redefreiheit in China mit geradezu idiotischer Sturheit, Ignoranz und Angst eingeschränkt.

Ich aber kann nicht länger warten. Die Vernichtung der Vergangenheit durch die Kulturrevolution sowie die anhaltende Zensur der Medien und die Einflussnahme auf Schulbücher hat dazu geführt, dass die jüngeren Chinesen den Bezug zum Kampf früherer Generationen um die nationale Würde verlieren. Die Einzelpersonen, die für das China des zwanzigsten Jahrhunderts gekämpft haben, werden wegen ihrer bedingungslosen Treue zu inzwischen veralteten revolutionären Idealen abgelehnt und verhöhnt. Viele junge Leute suchen zwar der unsicheren Gegenwart und der an Nimbus verlierenden Vergangenheit mit neuen Werten zu begegnen, verweigern sich aber der Einsicht, dass das selbstbewusste, in einem Modernisierungsprozess befindliche China, das sie kennen, ohne die Anstrengungen ihrer Großeltern und Urgroßeltern gar nicht existieren würde.

Nach zwanzig mit Interviews und journalistischer Recherche angefüllten Jahren mache ich mir ernsthaft Sorgen, dass die Wahrheit über die moderne Geschichte Chinas – und über unser Streben nach nationaler Würde – mit der Generation meiner Eltern begraben werden könnte.

Im Lauf dieser zwei Jahrzehnte entstand eine Liste mit etwa fünfzig Personen, denen ich begegnet war und die allesamt Erstaunliches zu erzählen gewusst hatten. Aus dieser Liste wählte ich die letztlich zwanzig Menschen aus, die ich für dieses Buch befragen wollte. Unter den zunächst fünfzig Namen befanden sich auch die zahlreicher nationaler Größen, deren Nennung meinem Buch zu öffentlichem Interesse, vielleicht sogar zu einer gewissen

Berühmtheit verholpen hätte. Ich sagte mir aber, dass diese Menschen andere Gelegenheiten finden könnten, ihre Geschichten zu erzählen, sei es persönlich, sei es durch ihre Kinder, und gelangte zu der Einsicht, dass der größere historische Nutzen darin lag, die Erzählungen einfacher Leute aufzuzeichnen – der Leute, die weder berühmt noch reich noch sozial hoch genug gestellt sind, um sich mit ihren nicht minder erstaunlichen Geschichten Verhör zu verschaffen. Ich weiß natürlich, dass es vermessen wäre zu behaupten, ich könnte die letzten hundert Jahre der Geschichte des modernen China in den Erfahrungen von gerade einmal zwanzig Menschen zusammenfassen, aber ich bin absolut überzeugt davon, dass diese Individuen als Zeitzeugen fester Bestandteil dieser Geschichte sind – ihre bemerkenswerten Erfolge wie ihr tragisches Scheitern.

Das Durchschnittsalter der von mir befragten Personen betrug siebzig Jahre; die älteste war siebenundneunzig. Die Ungewissheit hinsichtlich der körperlichen Gesundheit dieser Menschen machte mein Projekt noch dringlicher.

Nehmen wir die Geschichte von Hu Feibao (sein richtiger Name lautet anders), einem ehemaligen Räuber, der sein Unwesen entlang der Seidenstraße trieb. Nachdem es in den fünfziger Jahren zu Reibereien zwischen ihm und der Volksbefreiungsarmee gekommen war, wurde Hu 1960 schließlich verhaftet und zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. In den achtziger Jahren brachte man ihn in ein Arbeitslager, in dem er seitdem lebt. Als ich ihn dort mehrmals interviewte, beginnend in den späten achtziger Jahren, erzählte er, wie er die Straßenräuberkultur an der Seidenstraße erlebt hatte.

Die Banden seien mit Familienclans vergleichbar gewesen, erklärte er, und jeder Räuber habe den jeweiligen Bandennamen als Nachnamen getragen. Die meisten waren multi-ethnischer Herkunft – Kombinationen aus Chinesen, Tibetern, Mongolen und Moslems. Keiner kannte seine eigene Abstammung genau, denn ein normales Familienleben gab es nicht. Jeder Räuber wusste zwar, wer sein Vater, nicht aber, wer seine Mutter war, weil die Banden nur die Jungen behielten. Die Mädchen ließ man mit ihren Müttern – Frauen, die entführt worden waren, um Kinder zu gebären – einfach zurück.

Die anderen Räuber hatten ihn nie als Hu Feibao kennengelernt. Den Bandenmitgliedern war es verboten, Außenstehenden – insbesondere der Polizei – ihre Namen zu verraten.

„Wenn ihnen unsere echten Nachnamen bekannt gewesen wären, hätten sie sie dazu benutzt, unsere Ahnen zu verfluchen.“ Den Namen Hu Feibao (wörtlich: Fliegendes Dynamit Hu) hatten ihm die Einheimischen gegeben, weil seine Bande sich so schnell von Ort zu Ort bewegte. Als Kind und Jugendlicher hatte er nie etwas von der „Seidenstraße“ gehört; er kannte sie nur als „Geldstraße“. Nach seiner Inhaftierung 1963 verhörte ihn ein eigens aus Beijing angereister Polizeibeamter über seine „kriminellen Aktivitäten entlang der Seidenstraße“. Da fragte Hu erst einmal: „Wo, bitte, ist denn die Seidenstraße?“

Seine Ahnungslosigkeit war durchaus verständlich, denn der Begriff „Seidenstraße“ ist weder einheimischen Ursprungs noch besonders alt, vielmehr wurde er 1877 von dem deutschen Geographen Baron Ferdinand von Richthofen als Bezeichnung der Handelsroute zwischen Europa und Asien erfunden.

139 v. Chr. führte Zhang Qian, ein Bevollmächtigter des Han-Kaisers Wudi, die erste Gesandtschaft von der chinesischen Hauptstadt Chang`an in den fernen Westen. Einer seiner Gehilfen kam sogar bis nach Anxi (Iran) und Shendu (Indien). Alle aufgesuchten Länder stellten Botschafter ab, die die Abordnung nach China zurückbegleiteten. Im Jahr 73 n.Chr. – die Seidenstraße war zu diesem Zeitpunkt aufgrund von Kriegsgeschehnissen nicht mehr zugänglich – führte ein anderer Gesandter, Ban Chao, eine sechsenddreißig Mann starke Abordnung in einer zweiten Mission aus China hinaus, um neuerlich Kontakte mit dem Westen zu knüpfen. Ban Chaos Gehilfe Gan Ying erreichte fast Daqin (das Römische Reich), schwenkte dann aber in Richtung Persischen Golf ab und verlängerte dadurch den ursprünglichen Handelsweg. Das war die „Wüsten“-Seidenstraße, die neben der über die Hochebenen verlaufende Seidenstraße existierte, welche sich von Chang`an über das Hochland von Qinghai und Tibet bis nach Südasien erstreckte. Die dritte Strecke – die Meeresroute - nahm ihren Ausgang in Quanzhou und verlief über die Taiwan-Straße und durch Südostasien.

Wüsten, Hochebenen und Gebirge durchschneidend war diese von Richthofen nach der wertvollen, auf ihr transportierten Handelsware mit einem romantischen Namen versehene 4800 km lange Straße eine Verbindung zwischen dem alten China und dem

Mittelmeergebiet. Und weil Flüsse ihren Lauf änderten und verschneite Berge zeitweise unpassierbar waren, verzweigte sich diese Straße immer weiter.

Die Banditenkultur, in der Hu Feibao gelebt hatte, war die des nördlichen Rands der „Wüsten“-Seidenstraße, die von Xi`an in nördlicher Richtung nach Hami, dann durch Jimsa und Urumqi und an Shihezi, Huocheng und Ili vorbei verlief, um schließlich an der Schwarzmeerküste zu enden. Seine Erinnerungen an die „Geldstraße“ hatten nichts mit den romantisch gefärbten Vorstellungen zu tun, die sich die Menschen aus dem Westen von der Seidenstraße machten: lange, mit Luxusgütern beladene Karawanen vor der untergehenden Sonne. Die Straße, an der er gelebt hatte, war übersät mit ausgebleichten weißen Knochen – Kamel-, aber auch Menschenknochen. „Es hat fast nie geregnet“, erzählte er mir. „In den Trockenperioden hatte man das Gefühl, als wäre einem das Blut im Körper verkocht. Die Sandstürme waren wie bewegliche Gräber – sie begruben die Menschen bei lebendigem Leib. Aber für uns waren das die besten Gelegenheiten, um Überfälle aus dem Hinterhalt durchzuführen - auch wenn dabei die Gefahr bestand, getötet zu werden -, denn die Handelskarawanen hielten dann immer an. Sie wagten es nie, während einer Dürreperiode weiterzuziehen.“ Hu Feibao und seine berittenen Kumpane lebten ausschließlich von ihrem gesunden Menschenverstand, nämlich von der Fähigkeit, sich unvorhersehbare örtliche Bedingungen, die in vielen Fällen todbringend waren, zunutze zu machen. Unter Räufern geboren und von Räufern großgezogen hatte er, solange er zurückdenken konnte, immer dem Vorbild des Danbin Jianzan, des „Schwarzen-Krieger-Lama“ nachgeeifert.

Nach meinem ersten Gespräch mit Hu recherchierte ich einige Zeit lang über diesen mysteriösen Schwarzer-Krieger-Lama. Anfang der neunziger Jahre gab es in China nur wenige Computer – und das Internet natürlich überhaupt noch nicht -, und es standen nur wenige Archive und kaum Material über die Geschichte der modernen Polizei zur Verfügung. Einige altgediente Polizisten behaupteten zwar, von dem Mann gehört zu haben, aber schriftliche Quellen waren nicht aufzutreiben. Mit Hilfe eines Armeemitarbeiters, der über den Warlord Ma Bufang geforscht hatte (der in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts Herrscher über das im Nordwesten gelegene Qinghai gewesen war), stieß ich einige Zeit später auf das Buch eines dänischen Gelehrten namens Henning Haslund

mit dem Titel *Menschen und Götter in der Mongolei*, aus dem ich erfuhr, dass Danbin Jianzan gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts Stammesführer in einem unter russischer Herrschaft stehenden Gebiet der Mongolei gewesen war. Nachdem der Zar ihn wegen des Versuchs, die Macht in der Region an sich zu reißen, hatte verhaften lassen, wurde Danbin Jianzan in die Steppe verbannt. Nach der chinesischen Revolution von 1911 und dem Zusammenbruch der Qing-Herrschaft in der Mongolei stürmte und besetzte er mit seinen Truppen den wichtigen im Nordosten gelegenen Militärstützpunkt Kebuduo. Weil damals mehrere Interessensgruppen um die Herrschaft des Landes kämpften, umzingelte die Mongolische Revolutionäre Volkspartei mit Unterstützung der sowjetischen Roten Armee seinen Stützpunkt. Danbin Jianzan konnte ausbrechen und floh in die unwegsamen Wüstenregionen Xinjiang und Gansu, wo er von Überfällen auf Händler und Kaufleute lebte, bis er schließlich Mitte der zwanziger Jahre auf geheimnisvolle Weise verschwand. Einer 1994 erschienenen russischen Monographie, *Der Kopf des Schwarzen Lama*, und einem aus dem Jahr 1999 stammenden mongolischen Zeitungsartikel war zu entnehmen, dass Danbin und seine Truppen 1924 von einer etwa sechshundert Mann starken Kerntruppe einer Spezialeinheit ausgelöscht wurden, die von den unter sowjetischem Einfluss stehenden in der Mongolei herrschenden Kräften ausgesandt worden war. Danbins Kopf befindet sich heute – perfekt konserviert – in einem St. Petersburger Museum, das unter Peter dem Großen erbaut wurde.

In unserem letzten Gespräch, das 1996 stattfand, stritt Hu Feibao alles, was ich herausgefunden hatte, ab. Zwar hätten, so erzählte er mir, die Einheimischen ihre Kinder hin und wieder mit der Drohung „der Schwarze Lama kommt und holt euch“ zum Gehorsam gezwungen, doch sei Danbin Jianzan in der Region allgemein beliebt gewesen, weil er weder die Armen noch Mongolen noch Kuriere ausgeraubt habe. Einige Dörfer entlang der westlichen Route hätten ihm sogar Späherdienste geleistet und ihm mit Informationen und Vorwarnungen geholfen. Nach seinem Tod wurde der von ihm durchgesetzte Räuberkodex laut Hu von allen Banden in der Region beibehalten; einige dieser Banden waren sogar noch während der von der Volksbefreiungsarmee in den sechziger Jahren durchgeführten Kampagne gegen das Banditentum aktiv.

Danbin Jianzans Kodex war, Hu Feibao zufolge, wesentlich strenger als die von den Nationalisten, von Ma Bufang oder der Kommunistischen Partei gepredigten moralischen Grundsätze. Sein ganzes Leben lang habe er, Hu, sich an diese Grundsätze gehalten, und auch nach jahrzehntelanger Gefängnishaft weigerte er sich einzugestehen, dass die Raubüberfälle, die er und seine Kumpane begangen hatten, verbrecherisch waren. „Meine Leute haben schon immer so gelebt. Wie hätten unsere Frauen und Kinder überleben können, wenn wir nicht an der Geldstraße gestohlen hätten? Wie hätten die Dörfer in der Region an Handelsware herankommen sollen? Durch die Jahrhunderte und die Dynastien hindurch waren wir die Einzigen, die sich um diese Menschen kümmerten. Wir haben sie nie gezwungen, für uns zu arbeiten, und wir haben ihnen auch nie Lebensmittel oder Vieh gestohlen. Und wir haben niemals bereits verlobte oder verheiratete Frauen mit Kindern entführt. Wir nahmen uns nur die ledigen Mädchen und behandelten sie viel besser als die Männer in den Dörfern. Bei uns durften Frauen und Kinder nicht geschlagen werden. Die Dörfler haben ihre Töchter zur Straße geschickt, damit sie dort auf uns warteten, und ließen sie dort oft tagelang allein. Manche dieser Mädchen sind sogar verhungert oder erfroren. Und schließlich – woher hätten die Söhne für die Bande kommen sollen, wenn wir keine Frauen gehabt hätten?“

Es war unser letztes Zusammentreffen. Ich weiß noch, dass wir uns im Fabrikbereich des Lagers unterhielten, wo gerade Lastwagen beladen wurden. Hu Feibao bündelte Handschuhe und packte sie in Kisten. Seine Hände zitterten – eine Alterserscheinung. Ich saß schweigend neben ihm und lauschte seinen Unschuldsbeteuerungen.

Seine Erzählungen beeindruckten mich tief. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, dass ein Mensch, der von meinem Staat jahrzehntelang als Räuber, als Gefahr für die Allgemeinheit, eingesperrt worden war, noch immer so viel Mut und Lebhaftigkeit aufbrachte und dass dieser verhutzelte alte Mann einmal ein so aufregendes Leben geführt hatte. Und ebenso unvorstellbar erschien mir, dass es zwischen den Dörfern an der Seidenstraße und dieser seltsamen, allem Anschein nach kriminellen Vereinigung eine so harmonische Koexistenz gegeben hatte. Im Chinesischen hat der Begriff „Bandit“ eine ausschließlich negative Bedeutung. Doch die Banditen der Seidenstraße besaßen ihre eigene

Kultur und ihre eigenen moralischen Richtlinien. Hu Feibao machte mir schlagartig klar, dass ich nicht nur meine Fähigkeit, Recht von Unrecht zu unterscheiden, sondern auch meine Sicht auf die chinesische Gesellschaft überprüfen musste. Wir neigen dazu, andere Gesellschaften nach unseren Maßgaben zu beurteilen, was dazu führen kann, dass Unschuldige bestraft werden.

Als ich mich 2006 dazu entschlossen hatte, die Interviews für dieses Buch zu führen, erlitt Hu Feibao einen Schlaganfall. Ich rief in seinem Arbeitslager an und erfuhr von einem Wärter, dass Hu Feibao nicht mehr sprechen könne. Da ich den Verdacht hatte, dies sei ein Versuch der Behörden, ihn von einem Gespräch mit mir abzuhalten, probierte ich es einige Zeit später erneut. Diesmal konnte ich mit ihm selbst reden. Er nuschelte und war schwer zu verstehen; seine Stimme hatte den selbstbewussten, würdevollen Klang verloren, den ihr nicht einmal der jahrzehntelange Gefängnisaufenthalt hatte nehmen können. Ich stellte mir vor, dass er den Telefonhörer mit zittrigen Fingern hielt und auf die Sprechmuschel sabberte, und mir wurde klar, dass dieser früher so beeindruckende Mensch so nicht in Erinnerung bleiben wollte. Ich strich seinen Namen von der Liste meiner Interviewpartner.

In den ersten Interviews, die ich im Mai und Juni 2006 per Telefon führte, zeigte sich eine weitere, von mir bereits vorausgesehene Schwierigkeit. Immer wenn ich meinen Gesprächspartnern sagte, dass ich mich am liebsten persönlich mit ihnen unterhalten wolle, bekamen sie kalte Füße, und einige machten sogar einen kompletten Rückzieher. Immer mehr Themen wurden gestrichen; manche baten darum, dass das Gespräch nicht gefilmt bzw. nicht mitgeschnitten würde, und einige fragten, ob ich wisse, was nach der Veröffentlichung der Interviews passieren werde. Ich spürte, dass sie hin und her gerissen waren zwischen der Sehnsucht danach, diese – in ihrem Leben wahrscheinlich letzte – Gelegenheit einer freien Meinungsäußerung zu ergreifen, und der Angst vor den möglichen Konsequenzen. Ich könne ja vielleicht an eine behördliche Genehmigung für das Interview herankommen, schlugen einige vor, oder an eine offizielle „Interviewpartner-Schutzgarantie“. Als müssten nicht sie selbst, sondern die Kommunistische Partei die Entscheidung treffen, ob sie aus ihrem Leben erzählen sollten oder nicht.

Es bestätigte nur, was ich während meiner zwanzigjährigen journalistischen Arbeit in China gelernt hatte. Obwohl Maos „Befreiung“ des Landes inzwischen fast fünfzig Jahre zurückliegt, ist es den Chinesen bis heute nicht gelungen, aus dem Schatten des dreitausendjährigen kaiserlichen Totalitarismus und des zwanzigsten Jahrhunderts mit seiner willkürlichen Gewalt und Unterdrückung herauszutreten und freimütig zu sprechen, ohne Angst, vom herrschenden Regime dafür bestraft zu werden.

Ich saß zu Hause in London und konnte einfach nicht abschätzen, ob diese Menschen sich mir gegenüber öffnen würden, wenn ich sie in China aufsuchte. Würden sie sich womöglich, wenn wir einander vor laufender Videokamera gegenüber saßen, noch mehr verschließen? Ich wusste nicht, ob ich sie zum Reden bringen und ob es mir gelingen würde, ihnen ihre Erinnerungen zu entlocken.

Aber ich wusste, dass ich es anpacken musste. Nicht nur, um meine Arbeit der vergangenen zwanzig Jahre damit zu dokumentieren, sondern auch der heutigen chinesischen Jugend und vor allem PanPan zuliebe, meinem Sohn und Motivator – ein junger Mann, der zwischen Großbritannien und China pendelnd aufgewachsen war. Um ihm zu helfen, das China, das er kannte, auch zu verstehen, nahm ich das Risiko dieses Projekts gern in Kauf.

Kaum war die Entscheidung getroffen, schlief ich schlecht, weil ich ständig darüber nachdachte, wie ich meine Gesprächspartner dazu bringen könnte, mir zu vertrauen und sich zu öffnen. Wie ich ihnen meinen Respekt vor der jeweiligen Epoche, in der sie gewirkt hatten, zeigen und sie dazu bewegen könnte, mir ihre Erlebnisberichte zu überlassen.

An einem Junimorgen lag ich im Bett in unserem aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Cottage in Stourhead und betrachtete durchs Fenster die Vögel, die zwitschernd zwischen den Bäumen hindurchflogen. Ihr sorgloser Gesang unterschied sich so sehr von meiner Angst vor der bevorstehenden Aufgabe! Am liebsten hätte ich das ganze Projekt aufgegeben und fern von der Realität angesiedelte Märchen geschrieben, wie ich sie mir als Kind ausgedacht hatte, oder Erinnerungen an Orte, an denen ich gewesen, an Menschen, denen ich begegnet war, an alte Freunde.

Wäre meine Schwiegermutter, die Romanautorin Mary Wesley, noch am Leben gewesen, hätte sie an diesem Tag ihren vierundneunzigsten Geburtstag gefeiert. Seit meine Entscheidung, das Buch zu schreiben, gefallen war, hatte ich, warum auch immer, oft an sie gedacht – ganz besonders nachdem eine Biographie von ihr, *Wild Mary*, erschienen war. Viele hatten sich gefragt, ob Mary mit diesem Dokument ihres Lebens glücklich gewesen wäre. Hätte sie die von ihr getroffenen Entscheidungen bereut? Genau diese Fragen wollte ich meinen Interviewpartnern stellen, aber auch die Fragen, die westliche Journalisten häufig an mich richteten: Bedauern Sie irgendetwas in den vierzig Jahren, die Sie in China verbrachten, bevor Sie in den Westen gingen? Haben sich diese Jahre gelohnt?

Ich wusste nicht, warum, aber ich sagte jedesmal intuitiv ja – ja, sie hatten sich gelohnt. In Chinas mehrtausendjähriger Vergangenheit hatten so viele Frauen ihr ganzes Leben hindurch nur geschuftet, hatten Kinder geboren und großgezogen und nicht das Geringste für sich selbst gehabt. Ob sie wohl gesagt hätten, ihr Leben habe sich gelohnt? Ich weiß nicht einmal, ob sie sich diese Frage selbst je gestellt hätten. Aber ich bin sicher, dass viele Chinesen, Männer wie Frauen, am Ende ihres Lebens über ihre Vergangenheit nachgedacht und in Erinnerungsalben geblättert haben, die sie ihren Kindern und Enkeln niemals gezeigt hätten. Ich fragte mich, was diese Alben enthielten. Vielleicht Bedauern? Selbstverleugnung? Oder die freudige Bejahung des fast zu Ende gelebten Lebens? In der Vorstellung ihrer Kinder und Enkelkinder enthielten sie vielleicht nur Blindheit und Dummheit.

An jenem Tag rief ich Jin Zhi (ihr richtiger Name lautet anders) an. Sie ist wissenschaftliche Expertin für die ehemalige Sowjetunion, insbesondere für die Beziehungen zwischen Mao und Stalin. Diese polyglotte Frau spricht fließend Englisch, Russisch und Deutsch. Obwohl sie bis zum achtzehnten Lebensjahr eine Schulbildung im westlichen Stil erhalten hatte, war sie ihr ganzes Leben lang leidenschaftliche Anhängerin der Kommunisten und glaubte unerschütterlich daran, „dass die Partei die Würde, die das Land nach den Opiumkriegen verloren hat, für die Chinesen zurückerobert wird“. Sie war eine alte Freundin der Familie, wir standen in engem Kontakt miteinander.

„Ich will unbedingt in deinem Buch vorkommen“, hatte sie mir einige Monate zuvor in ihrer unverblühten Art gesagt. „Ich möchte, dass meine Enkelin Shanshan meine

Vergangenheit, meine Gefühle und meine politischen Ideale versteht. Ihr soll klarwerden, dass ihre und meine Generation etwas miteinander gemein haben.“

Doch jetzt am Telefon erklärte sie mir plötzlich, je mehr sie darüber nachdenke, ihre Meinung offen auszusprechen, umso mehr quäle sie sich damit herum. Sie hasse sich selbst, weil sie ihre Schönheit verloren und nie ein liebevolles, von Zusammenhalt geprägtes Familienleben gehabt habe, weil sie sich, mit über achtzig Jahren, immer noch von ihrem Mann eingeengt und kontrolliert fühle und nie frei geworden sei. Wirklich glücklich sei sie nur auf ihren allein unternommenen Spaziergängen durch den Beihai-Park in Beijing gewesen.

„Sei mir nicht böse“, sagte sie, nachdem sie mich angefleht hatte, ihren Rückzug zu akzeptieren. Aus der Frau, die sich zuvor so begeistert über das Projekt geäußert hatte, war ein völlig anderer Mensch geworden. Doch als ich den Hörer auflegte, wusste ich, dass sie immer noch die alte Jin Zhi und auf ihre Art repräsentativ für Millionen von Chinesen war. Seit hundert Jahren schwanken meine Landsleute zwischen Bejahung und Ablehnung der eigenen Person. Jin Zhis innerer Kampf war geradezu typisch. Nur die Wenigsten schaffen es, sich selbst als Individuen zu verstehen und zu definieren, weil das gesamte deskriptive Vokabular von vereinheitlichten sozialen und politischen Strukturen durchsetzt ist. Auf äußere Reize kann jeder spontan reagieren – auf politische Ungerechtigkeit beispielsweise, auf Frustration am Arbeitsplatz oder auf Lob -, aber nur selten gelingt es, sich selbst unabhängig von solchen Reizen zu verstehen.

Ich dachte wieder an meine Schwiegermutter, die wegen ihrer individualistischen Haltung oft kritisiert worden war. Wäre Mary Wesley überhaupt in Erinnerung geblieben, wenn sie sich - ohne Romane zu verfassen - ausschließlich darauf konzentriert hätte, gegen die Konvention zu rebellieren und anderen Frauen zu zeigen, dass sie es durchaus wagen konnten, sich von der Masse abzuheben? Oder wäre sie in Vergessenheit geraten wie so viele Millionen alter Menschen, an die niemand mehr denkt? Sie hatte es immer abgelehnt, gewöhnlich zu sein; individuell zu sein zählte zu ihren größten Fähigkeiten.

Mary, deren erster Roman erschien, als sie siebzig war, schöpfte aus ihrer Lebenserfahrung und nutzte das Schreiben - das von ihrer Entschlossenheit zeugte, immer

gegen den Strom zu schwimmen -, um die sozialen und sexuellen Konventionen in Frage zu stellen. Mit Hilfe der ihr eigenen Offenheit und Fähigkeit zur Selbstbetrachtung spornte sie ihre Leser dazu an, sich selbst neu zu bewerten. Viele ältere Menschen, die zu meinen Lesungen in Buchhandlungen und zu anderen Literaturveranstaltungen kamen, erzählten mir, dass sie sich nach der Lektüre von Marys Biographie von ihrem konventionell verlaufenden Leben eingeengt fühlten und am liebsten dagegen rebellieren würden, aber nicht den Mut dazu aufbrachten. Die Lektüre der Darstellung von Marys Selbstbewusstsein und ausgeprägter Unabhängigkeit hatte diese Menschen aber irgendwie beflügelt.

Wenn es diesem Buch, einem Zeugnis von der Würde der Menschen im modernen China, gelingt, zumindest einigen Angehörigen der älteren Generationen in China zu vermitteln, dass sie ihr Leben nicht umsonst gelebt haben, und wenn es außerdem dazu beiträgt, den Jüngeren klarzumachen, dass die blendenden Voraussetzungen und Möglichkeiten, die sie im heutigen China vorfinden, nur aufgrund der von den Vorfahren gebrachten Opfer und unternommenen Anstrengungen existieren, werde ich überzeugt sein, etwas für meinen Sohn und meine künftigen Enkelkinder erreicht zu haben. Solange wir dulden, dass die alten Menschen ihre Erfahrungen mit ins Grab nehmen, begehen wir meiner Meinung nach ein großes Unrecht an ihnen. Jeder und jede von ihnen hat eine Geschichte zu erzählen, und selbst wenn diese Geschichten ungeschliffen, dumm, vielleicht sogar kriminell anmuten, zwingen sie uns zu unserem Vorteil, über die in der Folgezeit gemachten Fortschritte nachzudenken.

An jenem Junimorgen wurde mir bewusst, dass ich all mein Selbstvertrauen verloren hatte. Die Vielschichtigkeit der Biographien, die ich erkunden wollte – die Kindheitsfreuden dieser Menschen, ihre Hoffnungen, ihre Vorhaben, ihre Liebesbeziehungen, Freundschaften, Bindungen –, überwältigte mich geradezu. Waren sie je glücklich gewesen? Zufrieden? Wie sollte ich die Interviews beginnen – und wo würden sie enden?

Die Reisevorbereitungen nahmen ein halbes Jahr in Anspruch. Nicht nur das Organisieren der Interviews, sondern auch das Erstellen einer „Zeitleiste“, die den Lesern helfen sollte, den Unterschied zwischen dem historischen China und dem Bild, das man vom heutigen China hat, zu erkennen, erwies sich als sehr schwierig. Während meiner Recherchen

entdeckte ich, dass es in manchen Fällen über zwanzig Jahre dauerte, bis die ärmsten, im äußersten Westen gelegenen Regionen des Landes die politischen Richtlinien und Anweisungen der Dienststellen der Zentralregierung erhielten, die sich zum größten Teil im Osten Chinas befanden. Und die Verbesserung der modernen Lebensbedingungen zog sich häufig ebenso lang hin. Die Ein-Kind-Politik beispielsweise wurde 1979 eingeführt (aber erst 2004 gesetzlich verankert); dennoch haben im Süden und Westen Chinas viele Familien zahlreiche Kinder, selbst in nahe an Großstädten gelegenen Dörfern. Ich beschloss deshalb, mich zwischen dem Gelben Fluss und dem Yangtse zu bewegen, also im bevölkerungsreichsten Teil Chinas, und zwar in west-östlicher Richtung, damit die Leser unsere Reise mitverfolgen und einen Eindruck vom Leben in China zwischen den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und dem Jahr 2008 erhalten.

Die hier zu Wort kommenden Zeitzeugen lebten in einer Periode, die im Westen als „die Epoche Rotchinas“ bezeichnet wird, während die meisten Chinesen die Bezeichnung „Zeit der Herrschaft der Partei“ benutzen. Deshalb ist es notwendig, dass ich in diesem Buch (das kein wissenschaftliches historisches Werk ist und nicht an akademischen Ansprüchen gemessen werden darf), unabhängig davon, ob ich den Begriff „Rotchina“ oder den der „Herrschaft der Partei“ verwende, einiges aus der Geschichte der Kommunistischen Partei erzähle - so einfach, leserlich und schnörkellos wie nur möglich. Auf diese Weise werden die Leser, die größtenteils nichts über die Geschichte der Kommunistischen Partei Chinas wissen, Antworten auf einige der Fragen erhalten, die sich im Zusammenhang mit dem China von heute stellen.

Auf meiner Suche nach einem Zeitzeugen aus den höheren Reihen der Kommunistischen Partei zog ich mehrere Dutzend Leute als potenzielle Interviewpartner in Betracht. Weil es mir darum ging, einen Augenzeugen zu finden, der das politische Chaos in der jüngsten Geschichte Chinas überstanden und überlebt hatte, entschied ich mich für Fang Haijun. Er war der Chef von Mao Zedongs Leibwache gewesen, den Mao 1938 persönlich zum Leiter des Organisationskomitees des Politbüros der Zentralen Militärkommission ernannte und der einst als stellvertretender Vorsitzender des Büros für Allgemeine Parteiangelegenheiten gedient hatte (eines aus sechszwanzig hochrangigen Militärführern bestehenden

Gremiums, dem unter anderen historische Gestalten wie Zhu De, Peng Dehuai, Lin Biao, Chen Yi und Liu Bocheng angehörten). Darüber hinaus war er nach 1949 am Aufbau von Chinas nationaler Rüstungsindustrie und am Entstehen der U-Boot-Flotte beteiligt und gründete die Marineakademie. Und er war zum Opfer des auf höchster Parteiebene ausgetragenen Konflikts von 1931 geworden. Aber seine „Nähe zur Geschichte“ erwies sich letztlich nicht als Vorteil, sondern als Erschwernis. Allein was er zu erzählen gehabt hätte, würde ein ganzes Buch füllen, doch immerhin verhalf mir das Gespräch mit ihm zu einem Einblick in die Regeln, nach denen das politische Leben in China geführt wird. Als ich ihn fragte, wie er die heftigen internen Machtkämpfe in Maos innerem Kreis überlebt habe, erzählte er mir folgende Geschichte: In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts spielte er oft Mah-Jongg mit Mao Zedong, Tan Zheng und einigen anderen Landsleuten aus Hunan. Beim Mah-Jongg gibt es viele verschiedene Spielweisen, aber weil Leute, die aus derselben Gegend stammen und daher mit derselben Erde und demselben Wasser aufwachsen, einheitliche Regeln anwenden, mussten diese Männer sich nicht erst lange verständigen, sondern kannten sich mit den Spielzügen aus. Während meiner Vorbereitung auf die Interviews musste ich oft an seine Worte denken.

Was die Unterbringung unseres Teams betraf, beschloss ich, dass wir in ärmeren Gegenden, soweit möglich, in den besten staatlichen Gästehäusern wohnen, uns aber in den bereits weiter entwickelten Städten nach den billigsten Ein-Sterne-Hotels umsehen würden. In den verarmten Regionen Chinas musste die Sicherheit an erster Stelle stehen. Beamte in armen Gebieten sind meist nicht sehr gebildet – insbesondere in Bezug auf die gesetzlich garantierten Freiheiten und die Menschenrechte – und neigen dazu, nur staatliche Institutionen zu respektieren. Wenn wir uns in die teuersten Hotels am jeweiligen Ort einquartierten, so meine Überlegung, würde das die örtlichen Beamten so beeindrucken, dass sie jegliche Einmischung unterließen. In wohlhabenderen Landesteilen sollten die Mitglieder des Teams dagegen so viel wie möglich vom normalen Leben mitbekommen und den Alltag der jeweiligen Region durch das Essen, das sie zu sich nahmen, und anhand der Unterkünfte, in denen sie schliefen, erleben. Ich hoffte, dass die Unterschiede zwischen den Orten die historischen Bruchlinien innerhalb Chinas Entwicklung für uns hautnah erfahrbar machen

würden – etwa anhand der Kleinstädte, die zehn, zwanzig, ja dreißig Jahre hinter den großen Vorzeige-Städten hinterherhinken.

Ich muss zugeben, dass keiner von uns sich vorstellen oder gar erwarten konnte, was wir auf dieser so lang geplanten Reise erleben würden, an der fünfzig Personen teilnahmen und die auf meinen zwanzigjährigen Recherchen basierte.

Bevor es losging, hatte ich keine Ahnung, wie es werden würde. Ich wusste nur, dass ich meine Reise zu Ende bringen musste.

I

Yao Popo oder die Medizinfrau von Xingyi

[Bildtext:] Auf der Stufe vor Yao Popos Kräuterladen

YAO POPO, die Medizinfrau, neunundsiebzig Jahre alt,
interviewt in Xingyi in der Provinz Guizhou im Südwesten Chinas. Als sie vier Jahre alt war, wurde ihre Mutter getötet, und man gab sie zu einem Heilkräuterhändler. Sie wurde mit einem Musiker, dem Pflegesohn des Händlers, verheiratet. Zwischen den dreißiger und den sechziger Jahren reisten die drei zwischen dem Yangtze und dem Perlenfluss herum. Yao Popo zufolge hat sie von der Chinesischen Revolution profitiert, weil damals Krankenhäuser und Universitäten geschlossen wurden und die Leute zu ihr kamen. So konnte sie sich ein Haus erarbeiten und ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Am 27. Juli 2006 um 2:20 Uhr war ich nach achtundzwanzig Stunden in diversen Flugzeugen, die mich von London über München, Beijing und Xi`an nach Guilin gebracht hatten, zu erschöpft, um schlafen zu können. Die beiden zuvor eingenommenen starken Tabletten hatten mir nur drei Stunden unruhigen Schlafs beschert – und Träume, die davon

handelten, dass ich Flugzeuge bestieg und wieder verließ, eincheckte, mein Gepäck an mich nahm und immer wieder in einem riesigen Kreis lief, dessen Mittelpunkt ich suchte – die Zeitzeugen, mit denen ich sprechen wollte.

Dieser letzte Teil meines Traums hing mit dem Thema zusammen, über das wir, mein Mann Toby und ich, uns im Flugzeug unterhalten hatten: Chinas seit der Revolution von 1911 und somit schon ein Jahrhundert lang währende Suche nach einem neuen politischen und moralischen Mittelpunkt. Jedesmal wenn ich wieder in China bin, begeben wir uns an die Orte, die in der Vergangenheit wichtig für mich waren, aber die meisten sind verschwunden - alles hat sich verändert. Manchmal fällt es mir schwer, zwischen meinen Erinnerungen und meinen Träumen zu unterscheiden. Wenn mir die Vergangenheit schon im mittleren Lebensalter so verschwommen erscheint, wie schaffen es dann ältere Menschen, zurückzudenken? Entsprechen ihre Erinnerungen irgendwann einfach nicht mehr der Realität? Und wenn es so ist, tut ihnen das weh? Werden die Geschichten, die ihnen andere Menschen ihrer Generation erzählen, auch irgendwann unwirklich? Wie sollen sie ihre unwissenden oder zweifelnden Kinder davon überzeugen, dass Berichte und Ereignisse, die keinerlei physische Spuren hinterlassen haben, tatsächlich einmal stattgefunden haben?

Als ich nun, zehn Jahre nach meinem letzten Besuch dort, wieder im südchinesischen Guilin war – die Stadt ist berühmt für ihre üppige Flora und ihre gespenstischen Kalksteinformationen -, wurde mir das Herz schwer. Im weiteren Verlauf der Reise, als das erste Interview immer näher rückte, fühlte ich mich plötzlich schlecht vorbereitet, verzagt und überwältigt von dem Tempo, in dem China sich veränderte. Die Stellen, die ich ein Jahrzehnt zuvor aufgesucht hatte, waren verschwunden. Für meine Erinnerungen gab es keine Orientierung mehr.

Als ich 1997 nach Großbritannien zog, war ich ungemein stolz auf das Tempo, mit dem sich China - und vor allem die chinesischen Städte – veränderte. Als ich dann jedoch sah, wie sehr man sich in Europa darum bemühte, die Spuren der Vergangenheit zu bewahren, begann mich die unangebrachte Hast zu beunruhigen, mit der mein Land das Alte zerstörte, um Neues hervorzubringen. Ich erkannte, dass unser jahrtausendealtes Reich von gedankenlosen

Modernisierern umgestaltet wurde, deren Denken in der McDonald's-Kultur wurzelte. Zwei Jahrzehnte nach Maos Tod hatte die Modernisierung jeder chinesischen Stadt einen hohen Tribut gefordert, und die arroganten Stadtplaner waren nach wie vor wild entschlossen, die verantwortungslose Zerstörung der uralten Vergangenheit fortzusetzen.

Xingyi, die Hauptstadt der autonomen Region der ethnischen Minderheiten Buyi und Miao in der Provinz Guizhou (Südchina) ist ein typisches Beispiel für die nach Mao erfolgte Modernisierung und Umgestaltung der Städte. „Weil hier drei Provinzen aneinandergrenzen, ist Xingyi seit historischen Zeiten Anziehungspunkt, ein wichtiges Kommunikations-, und Handelszentrum in der Region“, entnahm ich dem Reiseführer der örtlichen Behörden. „Umgeben von gewellten Hügeln und zusammenfließenden Flüssen ist die Gegend berühmt für ihre Kalksteinformationen. Aufgrund seiner wunderschönen Landschaft und des gemäßigten Klimas verfügt Xingyi – Heimat zahlreicher bekannter historischer Personen – über ein großes, noch unentwickeltes Potenzial als Touristenziel.“

Als wir auf der Fahrt von Guilin nach Chengdu in Xingyi eintrafen, fühlten wir uns in eine andere Zeit versetzt. Die ganze Stadt erinnerte mich an Beijing und Shanghai zu Beginn der neunzehnhundertachtziger Jahre: die Straßen, die Kleidung der Menschen, die Geschäfte und vor allem unsere Unterkunft, das heruntergekommene städtische Gästehaus.

Reparaturbedürftige Zimmerausstattung, tropfende Badezimmerarmaturen, Empfangsmitarbeiter, die von nichts eine Ahnung hatten, Zimmermädchen, die nie die Handtücher auswechselten, Kellner und Kellnerinnen, die sich, anstatt die Gäste im Hauptrestaurant zu bedienen, um krakeelende Beamte in den Nebenräumen kümmerten, unablässiger Karaoke-Lärm und Anschlagtafeln, die dem Leser ein in lateinischen Buchstaben geschriebenes Chinesisch als Englisch verkauften.

Am allermeisten aber versetzte mich der Hof in die achtziger Jahre zurück. Er war mit teuren Autos vollgeparkt, denen aufgeblasene Beamte entstiegen. Das Personal eines solchen Gästehauses kann man nur beeindrucken, indem man schon beim Hereinstolzieren deutlich macht, wie unglaublich wichtig man ist. Andernfalls verschwindet die Schmutzwäsche, geht der Frühstücksbon verloren, und das persönliche Hab und Gut wird so „aufgeräumt“, dass niemand es je wiederfindet. Manchmal muss man sogar aus dem – bereits bezahlten –

Zimmer wieder ausziehen, weil dort eine offizielle Besprechung stattfinden soll, und das Abendessen fällt flach, weil die Köche nach dem x-ten Bankett für irgendwelche hohen politischen Tiere einfach Feierabend machen.

Während der zwei Nächte und drei Tage, die wir in dieser Stadt verbrachten, bekamen Toby und ich das volle Paket Xingyi-Erfahrung ab – inklusive Kakerlaken, Bettwanzen und einer brutalen mitternächtlichen Begegnung mit einem brüllenden, sturzbetrunkenen, karaokesingenden Kader als Sonderprämie.

Aber, um es mit Nietzsche zu sagen: Was dich nicht umbringt, macht dich stärker. Eigentlich hatte ich geplant, erst in Chengdu in der westchinesischen Provinz Sichuan mit meinen Interviews zu beginnen, doch dann begegnete ich anlässlich der Hochzeit der Freundin, die mein erstes Buch, *Verborgene Stimmen*, übersetzt hatte, zufällig meiner ersten Geschichtenerzählerin, der Medizinfrau von Xingyi.

Eines Morgens gingen Toby und ich wie immer, wenn wir in China sind, sehr früh durch die Stadt und beobachteten die Leute. Obwohl es mehrere Stunden vor neun Uhr war, herrschte in den Straßen von Xingyi bereits ein reges Handelsleben: Wir sahen Hausierer und Buden, die von einheimischen Bauern und Fischern betrieben wurden und an denen man diverse exotische Spezialitäten der Gegend kaufen konnte, darunter auch die Bergpilze, für die die Region berühmt ist. Wir betraten eine dunkle, enge Gasse, die parallel zur Marktstraße verlief, und tauchten förmlich in die Geschichte ein, denn dort gab es genau die baufälligen Häuser und Ladenfronten, die ich mit Filmen assoziiere, in denen die „alte“ (vor 1949 existierende) Gesellschaft dargestellt wird. Mir fiel sofort auf, dass die meisten Läden und Buden von Frauen betrieben wurden – aber zahlreiche Frauen betätigten sich auch als Schusterinnen, schnitzten Essstäbchen, verkauften Kurzwaren, schneiderten Begräbniskleidung, stellten Papiergeld für Begräbnisse her, und viele verkauften Spezialitäten und Kräuterheilmittel.

Da richtete sich mein Augenmerk auf eine ältere Frau, aus deren Gesicht eine ungewöhnliche, resolute Intelligenz sprach. Sie saß in einem nach vorne hin offenen Laden und unterhielt sich mit einem Kunden. Rings um sich hatte sie verschiedene getrocknete

Heilkräuter zur Schau gestellt; manche hingen in Säcken, manche lagen gebündelt in Regalen, und manche waren zu ihren Füßen aufgehäuft.

Ich machte Toby auf sie aufmerksam. „Sie ist die Einzige in dieser Gasse, die nicht abgekämpft und vom Leben demoralisiert wirkt. Ich wüsste zu gern, warum sie sich von allen anderen hier so sehr unterscheidet!“

„Geh hin und sprich mit ihr. Ich warte auf dich. Wir haben es ja nicht eilig.“ Toby weiß, wie gern ich mich ganz zwanglos mit chinesischen Frauen unterhalte – spontane Begegnungen können zu unverhofften Informationen führen.

Ich wartete, bis die alte Dame das Gespräch mit ihrem Kunden beendet hatte, ging zu ihr und sprach sie an. „Hallo. Werden diese Kräuter alle hier in der Gegend angebaut?“

„Ja, so ist es“, antwortete Yao Popo („Medizinfrau“ auf Chinesisch) mit ihrem Hunan-Akzent, ohne von den Kräutern, die sie gerade bündelte, aufzublicken.

„Diese hier zum Beispiel – woher kommen die?“, fragte ich in der Hoffnung, sie würde sich ein wenig öffnen.

Endlich sah sie mich an. „Ich sammle sie nicht selbst. Die Bauern aus der Gegend bringen mir, was ich brauche.“

Ich stieg eine der beiden niedrigen Stufen vor ihrem Laden hinauf. „Dann sind Sie hier im Viertel wahrscheinlich sehr bekannt.“

„Ich bin nur eine ganz gewöhnliche alte Frau“, entgegnete sie lächelnd. „Ich bin schon lange hier, das ist alles.“

„Wann haben Sie denn angefangen, Heilmittel zu verkaufen?“

„Ach, vor vielen Jahren. Suchen Sie etwas Bestimmtes?“ Yao Popo betrachtete Toby, der in einiger Entfernung wartete. Ausländer waren offenbar ein seltener Anblick im provinziellen Xingyi. „Wer ist das?“

„Mein Mann.“

Die Medizinfrau beäugte ihn blinzeln. „Er ist groß. Und er sieht gut aus. Meine Tochter hat auch einen Ausländer geheiratet, einen Taiwanesen.“ Für viele Menschen in den ländlichen Gebieten Chinas sind alle Leute, die nicht vom Festland stammen, Ausländer –

auch wenn es sich bei ihnen in ethnischer Hinsicht um Chinesen handelt. „Er ist zwar gut zu ihr, sieht aber nicht besonders aus.“

Ich musste lächeln. „Ist es denn so wichtig, dass ein Mann gut aussieht?“

„Und wie!“, antwortete sie mit finsterem Blick. „Schließlich bekommt man sonst hässliche Kinder.“

Ich musste grinsen, denn jetzt wusste ich, wie ich sie zum Reden bringen konnte. „Wie viele Kinder haben Sie?“

Sie freute sich über die Frage. „Zwei Söhne und fünf Töchter, ein Dutzend Enkel und vier Urenkel!“

Das erinnerte mich wieder einmal daran, wie ungemein wichtig es für Chinesinnen ist, Kinder zu haben. „Ach, du meine Güte – Sie Glückliche!“

„Und Sie?“ Yao Popo schien sich plötzlich Sorgen um mich zu machen.

Ihre Anteilnahme rührte mich. „Nur einen Sohn. Er ist achtzehn.“

„Nur ein Kind?“ Sie konnte ihr Bedauern nicht verbergen. „Na, wenigstens ist es ein Sohn. Als ich jung war, musste man viele Kinder kriegen, sonst galt man als schlechte Frau.“

In den fünfziger Jahren schlug Mao Zedong alle Warnungen von Demographen und Wirtschaftswissenschaftlern in den Wind und spornte die Frauen dazu an, möglichst viele Kinder zu gebären, da dies einer Heldentat gleichkomme. Er glaubte, China mittels der enormen Bevölkerungszahl in eine globale Supermacht verwandeln zu können.

Als Nächstes stellte ich ihr eine Frage, deren Antwort ich bereits kannte. „Sie sind doch eine Frau – finden Sie wirklich, dass Söhne besser sind als Töchter?“

Sie sah mich verständnislos an. „Gerade weil wir Frauen sind, brauchen wir Söhne. Sie beschützen uns. Vor 1949 mussten Frauen, die keine Söhne hatten, wirklich leiden. Immer wurden zuerst die Mädchen aufgegeben, dann erst die Jungen. Ich bin selbst fast verhungert. Wenn sich mein Vater meiner nicht erbarmt hätte, säße ich jetzt nicht hier.“

Ich ging die zweite Stufe hinauf. „Ich würde gern mehr über Ihr Leben erfahren.“

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. „Was gibt es da schon zu erfahren! Niemand beachtet, was wir alten Leute zu sagen haben, nicht mal meine eigenen Kinder.“

Was würde es bringen, wenn ich Ihnen aus meinem Leben erzählte? Damit würden Sie nur Ihre Zeit verschwenden oder die Ihres Mannes. Los, gehen Sie zu ihm, er wartet auf Sie.“

Ich sah mich rasch danach um, ob Kundschaft in der Nähe war; dann setzte ich mich auf einen kleinen Hocker neben Yao Popo. „Ich gehe erst, wenn Sie mir etwas über Ihr Leben erzählt haben!“

Sie sah mich erstaunt an und fragte in ernstem Ton: „Wollen Sie das wirklich?“

Ich nickte. „Ich möchte meinem Sohn von Menschen wie Ihnen erzählen. Er ist vor sechs Jahren nach England gezogen, er war damals erst zwölf. Er hat keine Ahnung vom Leben der ganz normalen Chinesen. Jedesmal wenn ich nach China reise, frage ich die Leute, denen ich begegne, ob sie noch etwas über das Leben ihrer Mutter wissen, und die meisten kennen die Geschichten ihrer Mütter und Großmütter nicht mehr. Ich will diese Geschichten aufschreiben, damit spätere Generationen sie lesen können. Ich will nicht, dass alles, was Ihre Generation durchlitten hat, in Vergessenheit gerät. Wenn unsere Kinder nicht wissen, wie sehr ihre Großeltern gelitten haben, wissen sie auch nicht, wie viel Glück sie selbst haben. Sagen Sie mir, warum Sie so anders sind als alle anderen in dieser Straße, warum Sie so ruhig und glücklich wirken.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe viel mehr durchgemacht als alle anderen hier.“

Sie erzählte mir, dass sie vor neunundsiebzig Jahren in Hunan geboren sei. Da ihre Mutter starb, als sie vier war, und da die Familie sehr arm war, gab ihr Vater sie und fünf ihrer Geschwister zu anderen Leuten. Sie kam zu einem fahrenden Heilkräuterhändler, bei dem sie später in die Lehre ging. Dieser Mann hatte einen Pflegesohn, der fünf Jahre älter war als sie; er spielte die Huqin, eine zweisaitige chinesische Geige. Weil sie schlagfertig war und eine gute Auffassungsgabe besaß, fand die Pflegefamilie rasch Gefallen an ihr. Damals lockten die herumziehenden Ärzte ihre Kundschaft mit Musik und Akrobatik zu ihren am Straßenrand aufgestellten Buden, und schon bald beherrschte sie verschiedene Turnkunststücke – Handstand, Kopfstand, Gefäße auf den Fußsohlen tanzen lassen. Der Mediziner begann, sein Wissen über die Herstellung von Kräuterheilmitteln an seine Kinder weiterzugeben. Anfang der vierziger Jahre, als das Land vom Krieg zerrissen war, beschloss er, mit seiner Familie über die Berge von Hunan nach Yunnan zu ziehen, um den

Kampfhandlungen zu entkommen. Da sie sich keine Zugfahrt leisten konnten, gingen sie zu Fuß und erbettelten sich, wann immer es ging, Mitfahrgelegenheiten auf Karren, Gleiswartungswagen und ähnlichen Gefährten. Da der Vater befürchtete, seine Adoptivtochter könnte als lediges Mädchen von vorbeifahrenden Soldaten missbraucht werden, verheiratete er flugs seine beiden Kinder miteinander. Nachdem sie von 1946 an mehrere Jahre lang in den Bergen von Guizhou herumgezogen waren, trafen sie 1950 in der von den Kommunisten kurz zuvor befreiten Stadt Xingyi ein. Die städtischen Behörden überredeten sie dazu, sich dort anzusiedeln, und halfen ihnen beim Aufbau einer Klinik für die einheimische Bevölkerung, für die es bis dahin so gut wie keine medizinische Versorgung gegeben hatte. Die damals knapp zwanzigjährige Medizinfrau kümmerte sich um ihre wachsende Familie und verkaufte von daheim aus Medikamente, während ihr Vater Hausbesuche machte und ihr Mann die Klinik leitete. „Es war ein hartes Leben damals mit sieben kleinen Kindern“, erzählte Yao Popo. „Jeden Tag fragte ich mich, was wir wohl am nächsten zu essen haben würden. Aber zum Glück richteten sich alle nach den Worten des Vorsitzenden Mao, der gesagt hatte, dass es gut ist, viele Kinder zu haben, und der Staat und die Nachbarn halfen, wenn es Schwierigkeiten gab. Heute ist es anders, heute haben die Menschen kein Vertrauen mehr zueinander und unterstützen sich gegenseitig nicht. Damals wurde man von den Behörden nicht ausgenutzt – nicht einmal ein ärztliches Diplom mussten wir jemals vorzeigen.“ Nach und nach erwarb sie sich einen Ruf als gute Medizinerin; manche hielten sie sogar für besser als ihren Mann.

„Sie werden mir wahrscheinlich nicht glauben, aber ich sehe es einem Menschen an den Augen oder an seiner Gesichtsfarbe an, welche Beschwerden er hat – ich erkenne es sogar am Geruch seiner Blähungen oder Rülpsen. Am besten bin ich, wenn es darum geht, Kopfschmerzen, Bauchschmerzen und Gelenkschmerzen zum Verschwinden zu bringen.“

Es war schon eine merkwürdige Vorstellung, dass sie durch die Menschen hindurchsehen konnte wie ein Röntgengerät. Aber die Bestimmtheit in ihrer Miene überzeugte mich davon, dass es tatsächlich so war.

Ich hätte zu gern gewusst, warum sich das Leben damals ihrer Meinung nach so sehr vom heutigen China unterschied, fragte sie aber stattdessen: „Und was geschah dann?“

„Wann? In den sechziger, siebziger Jahren? Da habe ich viel Geld verdient!“ Ihre Augen funkelten schelmisch.

„Sie haben während der Kulturrevolution Geld verdient?“ Ich glaubte mich verhöhrt zu haben. In den Erinnerungen anderer Leute war diese Zeit immer nur mit Zorn, Leid und Verlust in Verbindung gebracht worden. Ich war so vielen Opfern begegnet, dass ich mich manchmal fragte, wohin eigentlich die Täter jener unheilvollen Periode – die Millionen gewalttätiger, ja mordgieriger Rotgardisten – verschwunden waren.

Yao Popo lächelte angesichts meiner Fassungslosigkeit. „Ich sage die Wahrheit: Ich habe damals wirklich Geld verdient! Weil alle miteinander stritten und kämpften und Revolution machten, wurden die Krankenhäuser und Universitäten geschlossen. Aber die Revolution konnte keine Krankheiten ausmerzen – sie machte sie sogar noch schlimmer. Deshalb kamen immer mehr Leute und wollten Heilmittel von mir. Ich war auch revolutionär, ich habe vielen kostenlos geholfen, die sich keine Medizin leisten konnten! Mein Geld habe ich mit den Rebellen verdient, mit den Roten Garden. Denn wenn die meine Medizin einfach genommen hätten, ohne dafür zu bezahlen, wären sie nicht besser als die Kapitalisten gewesen. Aber allzu viel Geld verlangte ich nicht von ihnen. Ich hatte Angst, dass sie noch mehr Revolution machen würden, wenn sie kein Geld mehr hätten. Ja, während der Kulturrevolution habe ich gut verdient, aber ich habe damals auch viel Schreckliches gesehen: wie Menschen gezwungen wurden, Dinge zuzugeben, die sie nicht getan hatten, und wie man sie wegen Verbrechen bestrafte, an denen sie unschuldig waren. Alle lebten in ständiger Angst. Glücklicherweise hat mich das Geld nicht gemacht.“

Ihre leuchtenden Augen wurden trübe. Ich wechselte das Thema. „Ihre Kinder sind inzwischen erwachsen. Werden Sie von ihnen finanziell unterstützt?“

Sie warf den Kopf zurück. „Ich will kein Geld von meinen Kindern, ich bin reicher als sie. Letzte Woche hat mein Urenkel geheiratet, und ich habe ihm 5000 Yuan ^{*1} geschenkt!“ Der Gedanke an ihre Familie heiterte sie wieder auf.

* Zum 1987 gültigen Kurs etwa 460 Euro.

„Wie viele Ihrer Kinder haben wie Sie die Chinesische Medizin erlernt?“ Ich stellte mir vor, dass sie ganze Klassen, die ausschließlich aus ihren Nachkommen bestanden, unterrichtet hatte.

„Kein einziges!“

„Warum denn nicht?“

In Yao Papos Stimme klang kein Bedauern mit. „Sie finden, dass das kein ordentlicher Beruf ist, dass man damit weder Geld verdienen noch sich Respekt verschaffen kann.“

Diese Verachtung richtete sich wahrscheinlich gegen Yao Papos Vergangenheit als Akrobatin. Sportler und Tänzer galten traditionell deshalb als körperlich stark, weil sie auf geistigem Gebiet angeblich schwach waren. Die Chinesen lassen sich zwar von jeher gern unterhalten, respektieren ihre Unterhaltungskünstler aber nicht. Dass sich diese Voreingenommenheit bis ins einundzwanzigste Jahrhundert hinein erhalten hatte, überraschte mich.

„Aber Sie verdienen mehr Geld als Ihre Kinder und Enkelkinder. Und Ihr Leben war so ungewöhnlich. Alle hier kennen und respektieren Sie!“

Sie beugte sich zu mir hinüber und flüsterte mir ins Ohr: „Die wissen doch nichts von meiner Vergangenheit und von dem Geld, das ich verdient habe. Ich habe es ihnen nie erzählt. Die halten nichts von mir, für die bin ich eine Art Mädchen für alles. Wenn ich ihnen Geld schenke, glauben sie, es käme von meinem Mann oder von meinem Vater. Aber ich habe im Lauf der Jahre viel mehr Geld verdient als sie. Männer können nur die alten Krankheiten behandeln, an die neuen gewöhnen sie sich nicht mehr. Und außerdem sind sie schlechte Geschäftsleute. Sie sind sich zu gut dafür, in einer Verkaufsbude zu arbeiten.“

„Was meinen Sie mit alten und neuen Krankheiten?“

„Die alten Krankheiten, das sind die, die man schon seit Hunderten und Tausenden von Jahren kennt – die Symptome zeigen einem sofort, worum es sich handelt. In jeder Familie gab es einen Großvater oder eine Großmutter, die sich ein bisschen mit den alten Krankheiten auskannte. Bei Bauchschmerzen zum Beispiel nahm man am besten gar keine Medizin ein und aß auch nichts, sondern trank warmes Wasser und schonte den Magen, und bald war alles wieder gut. Den meisten Beschwerden liegen Bauchschmerzen zugrunde:

Kopfweh, Rückenprobleme, Schlafstörungen. Wenn man den Magen beruhigt, kommt alles andere ganz von selbst wieder ins Lot. Aber heutzutage sehe ich immer mehr neue Krankheiten: brennende Augen und Rückenschmerzen von der vielen Zeit am Computer oder im Büro, Akne von zu viel McDonald`s-Essen, Magenverstimmungen vom übermäßigen Reisen, Ohrenscherzen von zu viel Karaoke, Erschöpfung vom vielen Autofahren ...“

Nachdem ich einen Blick auf meine Uhr geworfen und gesehen hatte, dass Toby schon seit fast einer Stunde wartete, beschloss ich, Yao Papos Aufzählung der modernen Beschwerden zu unterbrechen. „Und – werden Sie nach so vielen Jahren harter Arbeit bald in den Ruhestand gehen?“ Mein Po tat weh, weil ich so lange auf dem kleinen Holzocker gesessen hatte. Ich konnte kaum glauben, dass sie fast ihr ganzes Berufsleben hindurch täglich sieben oder acht Stunden so gesessen hatte.

„Warum sollte ich? Mein Pflegevater ist weit über neunzig und behandelt immer noch Patienten. Seine Augen und Ohren sind nach wie vor gut – wahrscheinlich ist seine Gesundheit besser als meine. Mein Mann und ich, wir bekommen vor Arbeit kein Bein auf den Boden – wir haben inzwischen vierhundert verschiedene Kräuter vorrätig. Wir verkaufen täglich mindestens dreißig, vierzig verschiedene Arten, manchmal sogar über hundert ... Macht er da gerade ein Foto von uns?“ Als sie bemerkte, dass Toby die Kamera auf uns gerichtet hatte, straffte Yao Popo plötzlich die Schultern und setzte sich nach vorne gewandt und kerzengerade hin, die Hände manierlich auf den Knien. „Ist er jetzt fertig?“, fragte sie mich flüsternd, während sie so posierte.

Als ich ihr sagte, dass die Aufnahme gemacht sei, fiel sie in ihre normale Körperhaltung zurück. Sie war zwar offensichtlich bei guter Gesundheit, hatte aber den unvermeidlichen Altersbuckel.

„Sagen Sie Ihrem Mann, er soll mich mal von vorn fotografieren! Als junges Mädchen habe ich mir bei meinen akrobatischen Kunststücken die Nase gebrochen. Meine Kinder haben nie gesehen, wie hübsch ich mal war.“

Ihre Eitelkeit erstaunte mich. Für Chinesen ist Bescheidenheit die wertvollste Tugend überhaupt. Wenn wir mit anderen zusammenarbeiten, bemühen wir uns immer, das Ansehen,

das uns für einen Erfolg und für gute Leistungen entgegengebracht wird, an die anderen weiterzugeben. Und wenn wir etwas allein gemacht haben, sagen wir, dass es uns nicht gelungen sei. Eine Mutter wird am Hochzeitstag ihrer Tochter das eigene Kind als hässlich bezeichnen oder als wesentlich weniger klug als die Kinder anderer Leute. Eine solche Offenheit wie die, mit der Yao Popo ihrer Trauer über den Verlust der eigenen Schönheit Ausdruck verlieh, hatte ich seit zwanzig Jahren nicht mehr erlebt.

Ich sagte, dass ich nun gehen müsse, weil mein Sohn und zwei Kommilitoninnen von ihm auf mich warteten, dass ich aber nach dem Mittagessen mit PanPan wiederkommen würde. Sie zeigte mir deutlich, dass sie mir nicht glaubte. „Ja ja, kommen Sie wieder, wenn Sie Zeit haben“, meinte sie achselzuckend. „Aber Sie haben bestimmt viel zu tun.“

Am frühen Nachmittag tauchten PanPan, zwei Studentinnen und ich vor ihrem Laden auf. „Sie sind tatsächlich zurückgekommen!“, rief sie strahlend. „Und haben obendrein diese wunderbaren jungen Leute mitgebracht! Setzt euch, ich habe genug Hocker für alle!“

Sie hatte offenbar gerade zu Mittag gegessen, denn in dem Bambuskorb neben ihr lagen eine leere Schale und Essstäbchen, eine Handvoll Frühlingszwiebeln und ein paar Bergpaprika. Die Hunan-Chinesen können unglaublich scharfe Speisen essen. Vielleicht hatte sie eine Geschäftsflaute dazu genutzt, sich etwas zuzubereiten. Neben dem Korb standen eine altertümliche Thermosflasche sowie eine mit Abfall gefüllte Einkaufstüte.

Ich teilte ihr mit, dass PanPan ihr ein Poster von London schenken wolle. Y, eine der Studentinnen, suchte etwas gegen ihre Hautallergie, während K, die andere Studentin, ein paar Fotos in Profiqualität von ihr machen wollte. Ich hatte erwartet, dass Yao Popo sich diesem Ansinnen widersetzen würde, aber sie reagierte hocheifrig, stimmte sofort zu und bedankte sich sogar dafür, dass wir ihr so viel Zeit widmeten.

Von dem Poster mit der Tower-Brücke war sie sehr angetan. „Das ist aber ein schönes Bauwerk!“, rief sie. „Und diese Brücke öffnet sich? So etwas habe ich noch nie gesehen. In welchem Land liegt London? Warum heißt es London? Was bedeutet der Name?“ Da ich ihre Fragen nicht beantworten konnte, schob ich Y vor. „Könnten Sie sich die junge Frau mal ansehen?“

Y zog ihr T-Shirt hoch. Ihre Haut sah furchtbar aus, sie war großflächig mit eitrigen Pusteln und Knötchen bedeckt. Ohne mit der Wimper zu zucken winkte Yao Popo die Studentin in ihren Laden. „Drei Dosen reichen, und schon wird es besser.“

Y und ich folgten ihr skeptisch in den Laden, wo sie ein Holzkästchen vom Regal nahm, in dem sich geriebene Walnüsse, Erdnüsse und rote Datteln befanden, an denen sich zahlreiche kleine Insekten mit braunen Flügeln gütlich taten. Yao Popo forderte Y auf, die einundzwanzig dicksten, muntersten auszuwählen, fing sie geschickt ein und verteilte sie in drei blau-weiße Medizinkapseln. Sie wies die Studentin an, die drei Kapseln im Lauf eines einzigen Tages zu schlucken – wobei sie vor der Einnahme darauf achten müsse, dass die Insekten noch lebten. Die erste solle sie gleich jetzt schlucken. „Keine Angst“, sagte sie, als sie Y die erste Kapsel reichte. „Sie haben nur Nüsse und Obst von mir bekommen. Sie sind innerlich viel sauberer als wir.“

Y warf einen Blick auf die in der Kapsel zappelnden Insekten, dann sah sie mich fragend an. Ich wusste nicht, was ich ihr sagen sollte. Nach kurzem Zögern bat sie mich, ihr eine große Tasse mit Wasser vollzuschenken. Sie holte tief Luft und schluckte, noch immer sehr nervös, die Kapsel hinunter. Ihre Unerschrockenheit beeindruckte mich. Immerhin ist diese Eigenschaft in der Generation der verhätschelten Einzelkinder nur selten anzutreffen.

Sie hielt sich penibel an die Anweisungen der Medizinfrau, schluckte die restlichen zwei Dosen innerhalb der folgenden zwölf Stunden und prüfte jeweils zuvor, ob die Insekten noch lebten. Schon bald ließ der Juckreiz nach, und wenige Tage später war die grindige Haut wie durch ein Wunder verheilt.

Kurz bevor wir uns von ihr verabschiedeten, erzählte uns Yao Popo von den unglücklichsten und den glücklichsten Momenten in ihrem Leben. Ihr erstes großes Unglück hatte darin bestanden, dass sie elternlos aufgewachsen war und kein eigentliches Zuhause gehabt hatte, sondern auf dem feuchten Lehm Boden schlafen musste. Das Zweitschlimmste war gewesen, sieben Kinder in einem winzigen, nur zwölf Quadratmeter großen Zimmer aufziehen zu müssen. Solange sie klein waren, hatte sie Tag und Nacht keinen Augenblick Ruhe gehabt. Das dritte Unglück war ihr widerfahren, als sie sich die wunderschöne Nase brach. Eine hübsche Nase, meinte sie, sei der wichtigste Gesichtszug einer Frau. Als ihr

größtes Glück empfand sie es, dass alle ihre Kinder die Hungersnot in den fünfziger und sechziger Jahren überlebten, bei der so viele Millionen Menschen starben, und dass ihre Enkelkinder die Schule besucht hatten und selbst Kinder bekamen. Zweitens war sie dankbar dafür, dass ihr Mann sie nie geschlagen hatte. Und ein dritter, schon viele Jahre anhaltender Quell der Freude war für sie, dass sie tagein, tagaus vor ihrem Laden sitzen und zusehen konnte, wie sich die Welt um sie herum veränderte.

„In den dreißig, vierzig Jahren, die ich hier sitze, hat sich bei jedem Wechsel der Stadtreger die gesamte Innenstadt verändert“, erklärte sie und deutete auf die Gebäude, die über ihrer engen Gasse in den Himmel ragten. „Die Häuser dort links stammen aus den fünfziger Jahren. Während der Kulturrevolution wurde kaum gebaut. Die hier gegenüber sind alle aus den achtziger Jahren, während die dort rechts erst in den letzten beiden Jahren entstanden sind. Jetzt habe ich gehört, dass der neue Bürgermeister sie abreißen und etwas Neues hinstellen will! Sobald die Beamten ein paar Kröten in der Tasche haben, wollen sie angeben und verändern alles so schnell, dass niemand mehr mitkommt. Aber auf die Idee, unsere baufällige alte Gasse instandzusetzen, ist noch keiner gekommen, obwohl hier Hunderte von Menschen wohnen. Wenn sie hier irgendwann mal doch etwas machen – dann gehe ich in den Ruhestand!“ Sie lachte.

Wir winkten Yao Popo zum Abschied zu. Jede gerade Nase, die ich seither gesehen habe, hat mich an sie erinnert – an eine alte Frau, der nicht einmal die Armut den Wunsch, schön zu sein, austreiben konnte.

2

Zwei Generationen der Familie Lin: Der Fluch einer Legende

LIN XIANGBEI, 89, Sohn bzw. Schwiegersohn von Märtyrern der Revolution. *Mit ihm sprach ich in Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan im Südwesten Chinas. Mit zehn Jahren wurde Lin von seinem Vater „Genosse“ genannt. Noch vor seinem zwanzigsten*